

HELMUT QUALTINGER †

Den Nekrolog-Rednern ist nichts zu teuer. Sie greifen hoch und noch höher bis hinauf zu Vokabeln der Kategorie „genial“. Für Werner Schneyder war der am Montag voriger Woche in Wien verstorbene Helmut Qualtinger „der genialste Kabarettist unserer Zeit“, für André Heller „ein lebendiges Kunstwerk“, für Hans Weigel eine einzigartige Charaktermischung: „grantig, witzig, musisch, vielfältig, aggressiv, heimlich gutmütig, zum Exzeß neigend, sich verschwendend, ja verschleudernd“.

Auch der Stadt Wien ist nichts zu teuer. Sie widmet ihrem bissigsten Kritiker ein Ehrengrab auf dem Zentralfriedhof, wo der „liebe Tote“, der in Wahrheit ganz und gar nicht lieb war, am Dienstag mit Pomp und Laudationes in der Gesellschaft eines Beethoven, Schubert, Nestroy, Johann Strauß und Robert Stolz begraben werden soll. Ein Heer von Honoratioren läßt bereits die schwarzen Anzüge bügeln.

Ob der Helmut Qualtinger an alledem Gefallen und Befriedigung fände? „In Wien muß' erst sterben, damit sie dich hochleben lassen. Aber dann lebst' lang“, pflegte er illusionslos zu sagen.

Sein Leben ist ein Kampf gegen die Sehnsucht nach Anpassung und Bürgerlichkeit gewesen, den er erst im allerletzten Moment verlor – zu spät, um die Niederlage noch genießen zu können. Trutzig und tapfer mimte er den Unbestechlichen. Solange seine Kraft reichte, erfand er immer neue nationale Schocktherapien und bestand darauf, ihren hygienischen Wert an der Phonstärke des öffentlichen Zorns zu messen. Sogar in Phasen der Erschöpfung ließ er nur widerwillig und schamhaft ein klein bißchen Einverständnis aufkommen. Lieber nutzte er sie zur Trauerarbeit über das So-Sein der Gesellschaft.

Geboren wurde Qualtinger am 8. Oktober 1928 als Einzelkind eines stur-schädlichen oberösterreichischen Mittelschullehrers und einer gefühlvollen Kärntnerin, die Büchlein im Stil der Courths-Mahler verfaßte und in Interviews mehrfach erzählte, ihr Sohn sei „ganz blau, voller Abwehr und Verkrampfung“ zur Welt gekommen. Der Bub aus kleinbürgerlichem Hause sollte „etwas Ordentliches“ werden. De facto war er mit 15 Flakhelfer. Mit 16 sprengte er als Widerständler Telephonhütten in die Luft. Das erfolglose Medizinstudium beendete er nach vier Semestern.

Sein erster schriftstellerischer Versuch – ein Drama mit dem Titel „Jugend vor den Schranken“ – ging bei der Grazer Uraufführung in einem verdrießlichen Theaterskandal unter.

Im Kabarett dagegen explodierte Qualtingers Protestpotential auf atemberaubende Weise. Als er sich 1950, erst 22, mit Gerhard Bronner, Carl Merz und Michael Kehlmann zusammentat, begann die große Zeit der Wiener Kleinkunst. Der Team-Junior erwies sich auf Anhieb als

einem selbstgefälligen Monolog über die Stationen seines 30jährigen Mitläufertums meditiert, ist ein urwienerischer armer Teufel, das heißt, sowohl arm wie Teufel – allzeit bereit, mit biedermännischem Charme über Leichen zu gehen, bei Witwen und politischen Parteien zu schmarotzen, Heil Hitler zu schreien, Juden zum Gehsteigreinigen zu führen und die Besatzer um Trinkgeld anzuschnorren.

Der 100-Kilo-Intellektuelle Qualtinger war damals ohne Frage am Höhepunkt seiner Schaffenskraft, „eine dynamische Kugel, ein Gehirn, das nie zum Stillstand kam“, wie Louise Martini noch heute staunend sagt. Anschließend freilich wurde es ruhiger um ihn, manchmal unheimlich still. Als kabarettistisches Schwergewicht der Nation trat er über Nacht ab. Als „normaler Schauspieler“, der er fortan sein wollte, war er weniger spektakulär.

Gewiß, auch der Nur-Schauspieler blieb gefährlich. Sein Dorfrichter Adam in Kleists „Zerbrochenem Krug“, sein Fleischhauer Oskar in Horváths „Geschichten aus dem Wienerwald“ loteten die Darstellbarkeit verschlagener Bosheit aus. Seine Lesung aus den „Letzten Tagen der Menschheit“ gilt als die weitaus beste seit Karl Kraus selbst.

Dennoch, die ehemals unbändige Kraft des Qualtinger ließ offenkundig nach. Aus seinen Büchern, die er in Abständen veröffentlichte, tropften allenfalls verdünnte Restbestände von Salzsäure. Melancholie überdeckte den Spott. Exzesse ereigneten sich, wenn überhaupt, mehr im Hinterzimmer der Bar als im Rampenlicht der Bühne.

Der tieftraurige Moralist mußte wohl wirklich zum Alkohol greifen, sobald er merkte, daß seine Texte Zustimmung statt Betroffenheit auslösten. Er wurde der Qualtinger, der den Qualtinger ohne Suff kaum mehr ertragen konnte. O ja, den Falstaff, seine ewige Traumrolle, hätte er noch gerne gespielt, im Herbst dieses Jahres. Sogar im Spitalbett, wo er mit schwerster Gelbsucht lag, memorierte er den Text. Doch eigentlich fand er es an der Zeit, sich nachhaltig zu verweigern, hoch an der Zeit.



Kabarettist Qualtinger als „Herr Karl“
„Grantig, witzig, musisch, sich verschwendend“

begnadeter Dilettant, der nichts gelernt hatte und alles konnte – Programme schreiben, komponieren, singen, tanzen, Regie führen und die Bühne füllen.

Ein Jahrzehnt lang spielte der Qualtinger faszinierendes Makabarett. Er war ein Schlachtschiff, das aus allen Rohren gleichzeitig schoß. Sein umwerfend komödiantisches Talent, dämonisch fast, verwandelte jede Figur in ihre ätzende Parodie.

Helmut Qualtinger, so werden die Historiker eines künftigen Tages schreiben müssen, hat Basis-Erziehung in Sachen Demokratie geleistet. Zu seiner größten Tat geriet die zusammen mit Carl Merz geschriebene Satire „Der Herr Karl“, die er 1961 auf die Bühne brachte. Sie legt die österreichische Seele sorgsamst wie mit dem Seziermesser bloß. Denn der Feinkost-Magazineur Karl, der in